Behindertsein oder behindert werden?

Christliches Menschenbild in einem Ernstfall

Von Univ.-Prof. Dr. Theol. Konrad Hilpert, Professor für Moraltheologie an der Ludwig-Maximilians-Universität München

Mal ehrlich: Ist Ihnen schon aufgefallen, wie oft wir im Unterricht, in Predigten, in Gesprächen von „dem" Menschen und von „dem" menschlichen Leben sprechen? Wir formulieren so, weil wir etwas sagen wollen, das für alle gilt. Aber so zu reden birgt auch seine Gefahr. Denn leicht gerät aus dem Blick, dass „der" Mensch eine Abstraktion ist. Denn die Menschen, über die, zu denen oder mit denen wir sprechen, sind in Wirklichkeit jung oder alt, krank oder gesund, lebenserfahren oder naiv, Männer oder Frauen, reich oder arm, klein oder groß ... Werden sie alle über einen Kamm geschoren, dann kann schnell übersehen werden, was sie und ihr Dasein zu etwas Besonderem macht: die Individualität ihrer Biographie, ihr spezifischer Charakter, ihr Alter, ihr Geschlecht, ihre gesundheitliche Befindlichkeit, ihr Leben mit einem Handicap usw. Ganz unversehens nimmt „der" Mensch, der für jeden und für alle steht, die Züge eines erwachsenen, gesunden Menschen im Vollbesitz seiner körperlichen und geistigen Kräfte an. Auf dem Hintergrund dieses Denkens erscheint der – sei es körperlich, sinnesmäßig, geistig, psychisch oder lernmäßig – Behinderte schnell als jemand, der diese Norm nicht voll erfüllt; dem etwas fehlt, was die anderen normalerweise haben. Dass er aber als "andersartig" wahrgenommen wird, ist das Geleis, auf dem behinderte Menschen ausgegrenzt werden und die wohlmeinende Sorge durch andere als Herablassung empfinden.

Drei Dinge spielen hierbei eine Rolle, nämlich erstens unsere Vorstellung von „Normalität", zweitens die Neigung, Behinderung von uns aus wahrzunehmen und zu verstehen, schließlich drittens die Konzentration des Hilfeanspruchs auf Leidvermeidung.

Alle sind wir beeinträchtigt und fragmentarisch

Was als normal bzw. als abnorm angesehen wird, bemisst sich entweder an dem statistisch Häufigsten, am Durchschnitt, an einem als Ideal definierten wünschenswerten Zustand oder am Üblichen. Das bedeutet, dass Normalität keine objektive Eigenschaft bezeichnet, sondern das Hineinpassen des betreffenden menschlichen Subjektes mit seinen Merkmalen in einen gesellschaftlichen, also von außen aufgestellten Rahmen des Wünschenswerten und Erwartbaren. Der schlecht passende, der Norm nicht entsprechende oder vom Durchschnitt abweichende Mensch hat es in der Gesellschaft automatisch schwer; er gilt je nachdem als krank oder behindert – beides Kategorien, die für die unterschiedlichsten Erscheinungen und Zustände stehen, aber darin irgendwie auch ein Element von Abweichung im Sinne eines Mangels, also etwas Negatives zum Ausdruck bringen. Leicht wird übersehen, dass behinderte Menschen trotz ihrer Behinderung oft Staunenswertes leisten, und dass gerade ihre Behinderung vielfach Quelle und Herausforderung zu einer je eigenen Persönlichkeit und zu imponierenden Schöpfungen und Fähigkeiten ist. Der lebende Beweis sind zahlreiche Künstler.

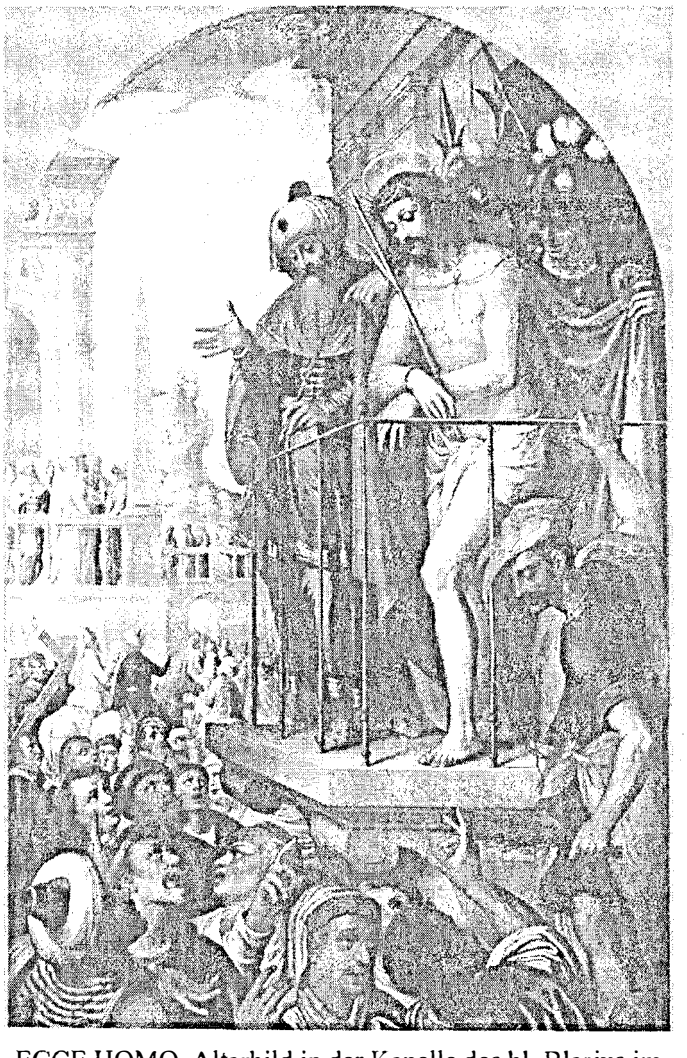
Vom christlichen Verständnis des Menschen erhebt noch eine andere Perspektive Einspruch gegen den ordnenden Anspruch der Normalität, wie sie sich in der ausdrücklichen Unterscheidung zwischen behinderten und nicht behinderten Menschen äußert: Das ist das Wissen, dass alles menschliche Dasein – nicht nur das behinderte – als geschöpfliches Leben zwar unter der Verheißung zukünftiger Vollendung steht, aber bis dahin unter den Bedingungen der geschichtlich konkreten Welt auch immer fragmentarisch, verletzlich, begrenzt, abhängig und anfechtbar bleibt. „Keiner von uns ist [schon] so, wie Gott ihn eigentlich will" – hat der evangelische Pfarrer Ulrich Bach in einem Beitrag über den behinderten Menschen als Thema der Theologie einmal geschrieben.

Man könnte das auch so ausdrücken, dass die Klassifizierung der Menschen in Behinderte und Nichtbehinderte aufgebrochen oder überboten und insofern relativiert wird, dass alle mit irgendwelchen Beeinträchtigungen leben und trotzdem oder gerade deswegen zur gemeinsamen Gotteskindschaft berufen sind. Deshalb stehen wir alle, die Menschen mit wie die ohne Behinderung, vor der Aufgabe, uns in der eigenen Nichtganzheit zu akzeptieren und sie als Chance zu einem gelingenden Leben wahrzunehmen.

Perspektiventausch: Eine Chance, tragende Werte des Menschseins zu erkennen

Die ganz plötzliche Bekanntschaft mit Behinderten kann Nichtbehinderte erschrecken und ängstigen. Und sicher gibt es auch Formen von Behinderung, bei denen das, was wir gewöhnlich als besondere Kennzeichen des Menschlichen wahrnehmen – die Urteilsfähigkeit, das Sprechen, das koordinierte Reagieren und Kommunizieren, die Kundgabe eigenen Wollens, die Mimik und Gestik – stark eingeschränkt sind oder sogar zu fehlen scheinen. Im Unterschied zu manchen schweren Krankheiten und zu den Anfangsstadien des Lebens ist dieses Fehlen dann nicht bloß vorübergehend, sondern bleibend.

Viele, die damit konfrontiert werden, sagen spontan, ein Leben mit derlei Beeinträchtigungen sei nichts wert und im Grunde verzichtbar; für die eigene Person beurteilen sie es als schlicht unerträglich. Dabei übersehen sie aber nicht nur leicht, was die betroffenen Menschen an Fähigkeiten und Möglichkeiten haben, trotz ihrer Beeinträchtigung Glück zu empfinden und ihr Leben als wertvoll zu erleben. Sondern sie neigen auch dazu, von sich und ihren Gefühlen auf die Beeinträchtigten zu schließen. Sie begeben sich damit in die Gefahr einer grandiosen Selbsttäuschung: Denn Einschränkungen, Erschwerungen und Hilfsbedürftigkeit, die uns als Wahrnehmenden schwer erträglich erscheinen, sind möglicherweise nur oder wenigstens teilweise die projizierten Gefühle des eigenen Bedrohtseins, der Störung, des Unangenehmen und Unerträglichen, die in uns selbst aufkommen bei der Vorstellung, wir würden auf der Stelle in eine ähnliche Situation versetzt. Anders gesagt steht die Einschätzung der Lage beeinträchtigter Menschen auf der Basis dessen, was wir sehen, stets in der Gefahr, von der Empfindung, dass diese Beeinträchtigung unserer eigenes Glücks stören würde, beeinflusst zu werden. Tatsächlich empfinden die Betroffenen selbst ihr eingeschränktes Leben lediglich als anders und sind ganz offensichtlich meist in der Lage, in und an ihrem Leben dennoch Freude zu empfinden und für andere Gefühle der Wertschätzung zu entwickeln. Das Urteil über die Werthaftigkeit eines Lebens mit Beeinträchtigung darf sich primär nicht und schon gar nicht ausschließlich nach der Einschränkung bemessen, die andere angesichts der Vorstellung, sie selbst wären von einem auf den anderen Augenblick unvorbereitet in derselben Situation, empfinden. Besser orientiert sie sich an den Gemeinsamkeiten im Empfinden von Werten, die trotz der Einschränkungen bestehen.



ECCE HOMO, Altarbild in der Kapelle des hl. Blasius im Dom Zu Unserer Lieben Frau in München, Johann Rottenhammer zugeschrieben, datiert 1599. (Foto: E. Wiegerling)

Mechanismen der Absonderung

Wie geht die ihrer Normalität gewisse Gesellschaft mit denen um, die die Normalitätsmaßstäbe nicht erfüllen? Die Kulturgeschichte bietet diesbezüglich eine Fülle von Möglichkeiten. Sie lassen eine Typik erkennen, die auch heute noch im Umgang mit Behinderten vorherrscht:

Eine von ihnen ist die Unterbringung in Anstalten, in denen man den Betroffenen die optimale medizinische, heilpädagogisch-soziale und pädagogische Hilfe zukommen lassen möchte und die erlaubt, sie versorgt zu wissen, die einen zugleich aber auch entlastet von dem, was Umstände macht und die Normalität stört. Eine zweite besteht darin, die Behinderten zum Objekt von therapeutischen, pflegerischen und unterstützenden Hilfsmaßnahmen bzw. korrigierenden Eingriffen zu machen. Und schließlich gibt es drittens noch die verschiedenen, scheinbar widersprüchlichen, aber in sich doch zusammengehörigen Arten des Anblickens: das sensationslüsterne Hinsehen auf das Abnorme und ausgefallen Erscheinende bis hin zum Wegsehen und Ignorieren der Existenz von behinderten Personen. Die kulturellen Gewohnheiten und Formen, in denen dies praktiziert wird, haben sich in den letzten Jahrzehnten sicherlich stark verändert; die Zurschaustellung von Liliputanern und Siamesischen Zwillingen im Zirkus und auf Jahrmärkten etwa würde heute genauso Unverständnis und Abscheu hervorrufen wie das Verbergen und Weggeben eines behinderten Kinds in eine Anstalt. Aber die Muster sind die gleichen geblieben, auch wenn sie sich weniger schrill manifestieren als in jenen immer wieder einmal berichteten Fällen, wo Behinderte zu Opfern von Misshandlung und Gewalttätigkeit werden. Sonst gäbe es keine Nachbarn, die vor Gericht klagen, wenn in ihrer Nähe ein Haus oder eine Wohnung für Behinderte eingerichtet werden soll. Und es gäbe keine Richter, die Feriengästen eine finanzielle Entschädigung zusprechen, weil diese während des Urlaubs im Hotel und am Strand gemeinsam mit Behinderten untergebracht waren. Und es gäbe keine jungen Eltern, die vor lauter Angst, ihr Kind könne eventuell Träger einer Behinderung sein, und sei es auch nur einer vergleichsweise leichten, ihre Schwangerschaft mit schweren Vorbehalten belasten und jedes diagnostische Verfahren ausschöpfen, um sie im Fall eines auffälligen Befundes sofort abbrechen zu können. Und es gäbe keine Entscheidungen, die Ärzte zu

Der Schmerzensmann als Auferstandener, Steinbildwerk, um 1320, München, Dom Zu Unserer Lieben Frau. (Foto: Chr. v.d. Mülbe)

Seele Christi, heilige mich.
Leib Christi, rette mich.
Blut Christi, tränke mich.
Wasser der Seite Christi, wasche mich.
Leiden Christi, stärke mich.
O guter Jesus, erhöre mich.
Birg in deinen Wunden mich.
Von dir lass nimmer scheiden mich.
Vor dem bösen Feind beschütze mich.
In meiner Todesstunde rufe mich,
zu dir zu kommen heiße mich,
mit deinen Heiligen zu loben dich
in deinem Reiche ewiglich. Amen.

Schadensersatz verurteilen, weil sie die Eltern vor der Geburt nicht ausreichend über eine mögliche Behinderung ihres Kindes aufgeklärt haben.

Umdenken: Abschied von herablassender Hilfe und Entgrenzung der Sonderwelten

Wo können sich christliche Religion, Kirchen und Glaubende als Einzelne und in Gruppen inmitten der Konfrontation der expliziten und impliziten Menschenbilder einmischen und was können sie an eigenen Akzenten setzen?

Einer dieser Akzente könnte die Problematisierung der herrschenden Leitideale vom Menschen sein. Schönheit, Gesundheit, Fitness, Leistungsfähigkeit, Selbstverfügung gehören zu den maßgeblichen Ingredienzien, die weithin zur Vorstellung von einem glücklichen Menschen gehören und den Lebensstil und das tägliche Bemühen vieler Zeitgenossen wirkungsvoll bestimmen. Man darf annehmen, dass die normative Kraft dieser Ideale schon für „normale" Menschen lästig ist, weil die Differenz zwischen Wirklichkeit und Ideal – und die dürfte ja der Normalfall sein! – andauernde Anstrengung, Zurichtung und Disziplinierung verlangt. Für Menschen mit einer Behinderung, die wissen, dass sie das Ideal überhaupt nie erreichen können, können diese Leitideale jedoch bedeuten, dass sie ihren eigenen Körper noch stärker als fremd, als unvollkommen, als nicht liebens- und begehrenswert und sogar als störend erfahren, als dies aufgrund der alltäglich erlebten und durchaus bewussten Einschränkungen schon der Fall ist.

Nicht Verachtung des Schönen und Vollkommenen ist bei dieser Problematisierung das Ziel, sondern das Bewusstmachen der Relativität dieser Ideale, das Aufdecken der Wirklichkeitsferne, das Hohle der Glücksverheißungen, die damit verknüpft werden, am meisten aber die Ermutigung zur Entdeckung eigenen Fähigkeiten, Qualitäten und Stärken. Dazu brauchen Menschen mit Behinderung selbstverständlich Verständnis und Unterstützung der Menschen ohne Behinderung. Aber diese Hilfe verunglückt, wenn sie bevormundend und herablassend-gönnerhaft gegeben wird. Deshalb können Menschen mit Behinderung gelegentlich sogar aggressiv reagieren, wenn ihnen von anderen nichts zugetraut wird und sie sich nur als Gegenstand von Mitleidsgefühlen und karitativem Handeln empfinden. Sie haben eine Behinderung, und darin sind sie anders, aber dass ihr Leben in bestimmten Lebensbereichen Unterschiedlichkeit erzwingt, muss für sie eben nicht Leid und Unfähigkeit bedeuten, sondern lediglich Andersheit.

Als drittes stellt sich schließlich die Aufgabe, die Grenzen zwischen dem normalen Leben in all seinen Ausprägungen und Facetten und der von der Behinderung geprägten und auf sie abgestellten „Sonderwelt" zu öffnen und abzubauen. Es gilt heute als modern, gegen Sonderwelten („Sonderschule", Anstalten usw.) zu sein. Ob das auch immer praktikabel und wirklich hilfreich ist, sei dahingestellt. Aber sicherlich müssen sowohl die Normalitäts- als auch die Sonderräume andauernd daraufhin überprüft werden, ob sie sich verengen und die Menschen aufspalten, statt sich aufeinander hin zu öffnen und die in irgendeiner Hinsicht Andersartigen weitestmöglich mit den anderen zu integrieren. Im Kern ist das die Botschaft, zu der Jesu Umgang mit den Leidenden, Kranken und Isolierten, wie er im Neuen Testament bezeugt wird (z.B. Mk 7, 31–37; Lk 5, 17–26), ermutigt; nämlich dass diejenigen, die nicht den entsprechenden Erschwernissen ausgesetzt sind, die üblichen Einstellungs- und Verhaltensmuster der Absonderung aufgeben und sich bemühen, die Betroffenen in ihre Gemeinschaft aufzunehmen.

Wenn solche Bemühungen verstärkt würden, könnten beide Seiten sich wechselseitig bereichern, also die „Normalen" diejenigen, die mit einer Behinderung leben müssen, aber genauso auch die Behinderten den Menschen ohne Behinderung zeigen, dass sich alle Menschen in der Spannung zwischen Fragment und erst für die Zukunft erhoffter Vollendung befinden und dass sie auch und gerade erst durch ihre vorbehaltlose Zuwendung dazu beitragen, dass das Menschsein auch schon jetzt besser gelingen kann.

Empfohlene Literatur:

Ulrich Bach, Der behinderte Mensch als Thema der Theologie, in: Jürgen Moltmann (Hg.), Diakonie im Horizont des Reiches Gottes: Schritte zum Diakonentum aller Gläubigen, Neukirchen-Vluyn ²1989, 92 – 105

Stiftung Deutsches Hygiene-Museum und Deutsche Behindertenhilfe – Aktion Mensch (Hg.), Der (im-)perfekte Mensch. Vom Recht auf Unvollkommenheit. Begleitbuch zur Ausstellung, o. O. 2001